Johann Heinrich May der Jüngere und die Gießener Münzsammlung

Von Erwin Schmidt

Wer von der Licher Straße aus den Alten Friedhof betritt und sich der Kapelle nähert, bemerkt zwei weiße Marmortafeln, die an der Außenmauer als zweite und dritte von rechts aufgestellt sind. Sie sind sicher bei dem Umbau der Kapelle durch Hugo Ritgen im Jahre 1840 und bei der Neueinrichtung des Friedhofes an ihre jetzige Stelle gekommen und haben da die Zeiten überdauert. Sie halten die Erinnerung an zwei für die Geschichte der Universität Gießen bedeutende Männer gleichen Namens wach, Johann Heinrich May, Vater und Sohn. Des Vaters Grabmal schmückt das Maysche Wappen, Maiblumen, und das Praunsche. Seine erste Frau und Mutter des jüngeren May war eine geborene Praun. Sie starb 1691. Des Sohnes Grabplatte krönt das Maysche Wappen allein. Er starb unverheiratet. Das Denkmal für den Vater mit der Inschrift hat sein Sohn gestiftet, das des Sohnes die Universität, die damit ihre Dankbarkeit für die reiche Hinterlassenschaft bekundete, die ihr der jüngere May vermacht hat. Aus der Inschrift, die Elisabeth Kredel in den Nachr. d. Gieß. Hochschulges., Bd. 6, H. 3, S. 40/41, 1928, neu veröffentlichte, und aus dem „Panegyricus immortalibus meritis et famae Jo. Henrici Maii F.... idib. Junii A. C. MDCCXXXII in beatorum sedes transscripti ab Academia Gissena consecratus" spricht warme Freundschaft und hohe Achtung für des Verstorbenen Persönlichkeit und wissenschaftliches Werk. Wir spüren das hinter dem wortreichen, bombastischen Latein der Einladung zur Trauerfeier durch den Rektor Johann Casimir Hertius und der Trauerrede, die Johann Hermann Benner, der ihm besonders nahestehende Schüler und Kollege, einem testamentarischen Wunsch des Verstorbenen folgend, ihm gehalten hat.

Während des berühmten Vaters May Leben und Taten bekannt sind, weil er die pietistische Epoche der Universität heraufgeführt und unter schweren Kämpfen behauptet hat, stand der Sohn ganz im Schatten des Vaters und hat das auch gefühlt. Er teilt das Schicksal vieler Söhne berühmter Väter, denen der Ruhm des Vaters wohl die Wege ebnet, aber auch die Eigenentwicklung hemmt.

I. Der Vater

1687 war in Gießen der ordentliche Professor der orientalischen Sprachen und a. o. der Theologie David Clodius gestorben. Als Nachfolger wurde der Professor der orientalischen Sprachen am Durlacher Gymnasium Johann Heinrich May berufen. Der am 5. 2. 1653 als Sohn des Pfarrers Johann Georg Mai Geborene hatte eine harte, entbehrungsreiche Jugend hinter sich. Der kaum beendete große Krieg hatte auch sein Elternhaus arm gemacht. Und als der Siebzehnjährige nach dem Besuch des Durlacher Gymnasiums das Elternhaus verließ, um in Wittenberg das Studium der

Theologie zu beginnen, konnte ihm sein Vater gerade einen Taler mitgeben für seinen Lebensunterhalt. Er mußte für sich selber sorgen und sich durch sein Studium durchhungern, und es fehlte nicht viel, so wäre er verhungert oder erfroren. Sein studentisches Wanderleben führte ihn von Wittenberg nach Kopenhagen, Hamburg, Leipzig, Helmstedt und Straßburg. Von entscheidender Bedeutung war für ihn die Bekanntschaft und Freundschaft mit dem berühmten Orientalisten Esdras Edzard in Hamburg, der ihn nicht nur in den orientalischen Sprachen förderte, sondern ihm auch wirtschaftlich half, indem er ihn zum Hauslehrer seiner drei Söhne bestellte und ihm auch andere Unterhaltsmöglichkeiten verschaffte. So war er wohl vorbereitet, als er den weltberühmten Orientalisten Hiob Ludolf kennenlernte. Er begleitete ihn nach Frankfurt a. M. und übernahm die schwierige und mühsame Korrektur von dessen Historia aethiopica, 1681. Ludolf rühmt in seinem Vorwort Mays Mitarbeit. Einen Ruf nach Straßburg schlug May aus wegen der kriegerischen Unruhe, die Frankreichs Aggression ins Elsaß gebracht hatte. Aber den Ruf des Pfalzgrafen Leopold Ludwig von Veldenz im Hunsrück nahm er an, ging jedoch schon am 23. 1. 1684 als Prediger zu St. Stephan und Professor des Hebräischen am Gymnasium nach Durlach. Mit Philipp Jakob Spener verband ihn enge Freundschaft, die sicher während seines Frankfurter Aufenthaltes begründet worden ist. Spener hat dort 20 Jahre, von 1666 bis 1686, gewirkt, berufen als Senior der Geistlichkeit. Schon mit 31 Jahren trat er dieses Amt an. Hier entwickelte sich als Reaktion auf die dem Dreißigjährigen Kriege folgende Verrohung der Sitten, der die lutherische Kirche, in Streitigkeiten um die reine Lehre sich erschöpfend, nichts entgegensetzen konnte, aus dem Kirchenvolk heraus eine Gegenbewegung, die in kleinem Kreis zu wahrem Christentum zu kommen sich bemühte. Das war ganz im Sinne des zu persönlicher Frömmigkeit veranlagten und erzogenen Spener, dessen Predigten diesem Verlangen entgegenkamen, und der sich des zunächst kleinen Häufleins annahm. Schon 1670 waren die „Collegia pietatis“ eine feste Einrichtung der Frankfurter lutherischen Gemeinde. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß auch allerlei schwärmerische Elemente sich der neuen Bewegung anschlossen und die kirchliche Einheit zu sprengen drohten. In dem wohlhabenden, verkehrsreichen Frankfurt, dem „Kaufhaus der Deutschen“, mußten diese Konventikel natürlich besonders auffallen. Spener selbst hat alles getan, getreu seiner Amtsverpflichtung die kirchliche Einheit zu wahren, und sich deutlich von den Separatisten geschieden, trotz persönlicher Sympathie für ihr Anliegen. War schon die Wirkung der neuen Bewegung bis dahin groß gewesen, auch durch den ausgedehnten Briefwechsel Speners über Frankfurts Grenzen hinaus, so bedeutete die Veröffentlichung der „Pia Desideria“ 1675 den Beginn einer neuen Epoche im kirchlichen Leben Deutschlands. Spener schickte die Schrift an befreundete oder ihm auch nur dem Namen nach bekannte Theologen. Auch nach Darmstadt zu dem Oberhofprediger Balthasar Mentzer gelangte sie, und auch die Gießener Professoren Rudrauff und Misler bekamen ein Exemplar. Sie dankten dafür und fanden im großen und ganzen die Vorschläge Speners, persönliche Frömmigkeit und ein

Christentum der Tat zu üben und sich auch in kleinem Kreis zu erbauen, ganz in ihrem Sinne. Rudrauff sah aber auch schon den Sprengstoff, der in den Spenerschen Bemühungen für die kirchliche Ordnung enthalten war, so sehr er und Misler angesichts der Mißstände und der Verrohung der Sitten an der Universität sich im Ziele mit Spener einig wußten. Mentzer wurde mißtrauisch, als in Darmstadt die ersten Collegia pietatis neben der kirchlichen Gemeinde entstanden. Sein kirchlicher Ordnungssinn wurde herausgefordert, als die Unruhe unter den Gemeindegliedern und unter den Pfarrern wuchs. Auch der Hof forderte ihn auf, Stellung zu den neuen Bestrebungen zu nehmen. Er tat es mit einem Bericht „Kurtzes Bedenken von den einzelnen Zusammenkünften, wie dieselben etlicher Orten wollen behauptet werden", der 1691 von Hanneken veröffentlicht worden ist.

Es war ein antipietistisches Programm, das die Notwendigkeit christlicher Konventikel als nicht von Christus eingesetzt bestritt. Sie fand bei dem Landesfürsten Ludwig VII. Gehör und führte zu dem ersten landesherrlichen Erlaß in Sachen des Pietismus überhaupt, ohne aber generell die Konventikel zu verbieten. Der Streit ging weiter. Auch die Gießener Theologische Fakultät vermied einen direkten Gegensatz zu Spener, die Disputation ging aber in Thesen und Antithesen hin und her. Speners Einfluß wuchs auch bei den kleinen Fürstenhöfen Oberhessens. Entscheidend aber war der Wechsel am Darmstädter Hof. Dort war nach dem Tode Ludwigs VII. die Landgräfin Elisabeth Dorothea als Regentin für ihren unmündigen Sohn Ernst Ludwig die entscheidende Persönlichkeit. Als Tochter Ernsts des Frommen von Gotha war sie dem Pietismus wohlgesinnt. Spener wußte das auszunutzen. Schon 1679 hatte er der Landgräfin eine Predigtsammlung gewidmet. Ohne großes Aufsehen gelang es ihm, die Berufung seiner Anhänger durchzusetzen. Mentzer war ausgeschaltet, was ihn noch auf seinem Sterbebette quälte (1679).

Elisabeth Dorothea hatte die Vorliebe für den Pietismus auf ihren Sohn übertragen. Mays Berufung ging nicht ohne Protest der sich zurückgesetzt fühlenden Professoren der Philosophischen Fakultät vor sich. Man löste die Schwierigkeiten durch die Ernennung Mays zum Hofprediger. So war schon Mays Anfang in Gießen eine für den Pietismus gewonnene Schlacht. Es ist nicht nötig, die einzelnen Phasen der oft unschönen Auseinandersetzungen zwischen den alten Orthodoxen und der neuen Richtung hier darzustellen (vgl. dazu Walther Köhler: Die Anfänge des Pietismus in Gießen 1689 bis 1695. In der Festschrift von 1907 „Die Universität Gießen von 1607 bis 1907", Bd. 2). Aber Mays Aufstieg ist zugleich ein Gradmesser des fortschreitenden Sieges der pietistischen Sache. Er bekleidete nacheinander und miteinander folgende Ämter: 1688—1709 ordentl. Prof. der orientalischen Sprachen, bis 1689 a. o. Prof., ab 1690 ord. Prof. der Theologie, dazu Superintendent, Konsistorialassessor, Stipendiatenephorus und Pädagogiarch. Gerade in diesen letzten Ämtern hat May Bedeutendes geleistet, was nicht in seinen zahlreichen Veröffentlichungen zum Ausdruck kommt (vgl. Wilhelm Diehl: Die Schulordnungen des Großherzogtums Hessen. Monumenta Germaniae paedagogica 27, 28, 33). Als echtem

Pietisten genügte ihm die theologische Erkenntnis nicht, er wollte, was er als richtig erkannt hatte, auch in die Praxis umgesetzt wissen. Er ließ nicht locker, mit Visitationen und persönlicher Fühlungnahme dafür zu sorgen, daß bis ins letzte Dorf ein frischer Wind in Pfarr- und Schulamt kam. Er machte sich damit keineswegs beliebt, und wie ein Aufatmen ging es durch die aus ihrer Ruhe aufgescheuchten Pfarrer und Lehrer, als die Kunde sich verbreitete, May habe einen Ruf nach auswärts angenommen. Aber das war ein falsches Gerücht. May blieb in Gießen bis zu seinem Tode 1719, obgleich er viele Möglichkeiten zu einem vorteilhaften Wechsel gehabt hätte.

Den sicheren Rückhalt am Darmstädter Hof in Rechnung setzend, ging er gerade und unbeirrt seinen Weg. Die Anfeindungen, denen er ausgesetzt war, und die Unruhen in der Bürgerschaft erschütterten ihn nicht. Die Versammlungen und die Deputationen der Bürger an den Landgrafen erregten nur dessen Unwillen. Die durch die Ernennung Mays zum ord. Prof. der Theologie benachteiligten Professoren Schlosser, Balthasar Mentzer, der Sohn des früheren Hofpredigers, Nitzsch und Phasian wurden durch eine zur Schlichtung eingesetzte Kommission ins Unrecht gesetzt und, als sie die Unterschrift unter die öffentlich zu verlesende Resolution verweigerten, als „verwegene Verbrecher" mit Suspension (Phasian mit 4, Nitzsch mit 3 Monaten) und Absetzung (Mentzer und Schlosser) bestraft. Die aufgebrachten Bürger wurden mit Geld- und Gefängnisstrafen zur Ordnung gebracht. Mit dem Jahre 1695 hat der Pietismus Mays und seines Gesinnungsgenossen Bilefeld gesiegt. Gießen ist die erste pietistische Universität geworden. Zwar war Gießen nicht der einzige Schauplatz der Auseinandersetzungen zwischen dem Pietismus und der alten lutherischen Orthodoxie, aber es war der erste Sieg, den die junge Bewegung erfocht, und das an der Hochburg der lutherischen Theologie. Es war Mays persönlicher Erfolg, wie sehr, zeigte sich daran, daß mit seinem Tode auch die Zeit des Pietismus an der Universität wieder zu Ende ging.

II. Der Sohn

Als der Vater May nach langen, schwierigen Verhandlungen um seine Freigabe aus baden-durlachischen Diensten, die fast seine Berufung nach Gießen vereitelt hätten, endlich im Dezember 1688 sich auf die Reise machen konnte, führte er seinen kaum $^3/_4$ Jahr alten Sohn mit sich. Der am 11. März 1688 Geborene fand in Gießen die Heimat. Dort wuchs er auf, lernte bei Hauslehrern und im Gießener Pädagogium und konnte schon mit 14 Jahren die Universität besuchen. Nach dem Tode seiner Mutter 1691 verheiratete sich der Vater 1692 ein zweites Mal mit der Witwe des Frankfurter Stadtschreibers Raumburger, Anne Clara, geb. Hofmann, deren Tochter Anne Margarete den Frankfurter Stadtphysikus Johann Hartmann Senckenberg geheiratet hatte. Aus dieser Ehe stammt der Gießener Jurist und spätere Reichshofrat Heinrich Christian Senckenberg. Der war schon als dreijähriger Knabe zu seiner Tante, einer Stieftochter Mays und Witwe des Professors Gerhard, gebracht worden und nach deren Wiederverheiratung mit dem Professor Grolman in das Haus seines

Johann Heinrich May der Jüngere

Stiefgroßvaters May gekommen, der sich sehr um seine Erziehung bemühte und aus dem stürmischen, durch schlechte Gesellschaft gefährdeten Jüngling einen ernsten, frommen und sittenstrengen Mann machte. Nach dem Tode des Vaters May, als Senckenberg in Gießen studierte, kümmerte sich der jüngere May um ihn und sorgte für die Kost des Studenten. Heinrich Christian Senckenberg hat ihm ein dankbares Gedenken bewahrt und dem in einem lateinischen Trauergedicht Ausdruck gegeben, als der jüngere May gestorben war: Maii dolores ... et flores. So waren die Mays also auch bald in das dichte Geflecht verwandtschaftlicher Beziehungen einbezogen, das die Gießener Professoren miteinander verband. (Vgl. S. Rösch: Die Professorengalerie der Gießener Universität in der Festschrift 1957, insbesondere die beigegebene Verwandtschaftstafel 2.) Da war nichts von der Not und Entbehrung, die die Jugend des älteren May begleitet hatte. Der erfolgreiche Weg des Vaters ebnete dem Sohn den Weg. Von den Kämpfen des Vaters hat er nichts mitbekommen. Bei dessen endgültigem Siege 1695 war er gerade sieben Jahre alt. Und Vater May vergaß über seinen vielen Ämtern die Zukunft seines Sohnes keineswegs. Eines davon war die Professur für griechische und orientalische Sprachen. Niemand fand etwas dabei, daß der Vater May sie besetzt hielt, aber durch Vertreter versehen ließ, bis sein Sohn soweit wäre, sie zu übernehmen. Auch der eigentlich Leidtragende dieses Nepotismus, Andreas Kempffer aus Lemgo in Westfalen, Bruder des berühmten Weltreisenden und Arztes Engelbert Kaempfer, durfte wohl elf Jahre lang dem alten May die Last der Vorlesungen abnehmen und als Disputant in hebräischer Sprache sich Ansehen gewinnen, aber zur Professur kam er nicht, und er fand sich resigniert darein, daß ihm Vater May die Pfarrei Billertshausen bei Alsfeld verschaffte, wo er dann fern aller Gelehrsamkeit, mit seinem Schulmeister in stetem Streit, sein Leben verbringen mußte. (Andreas Kempffers Selbstbiographie. Hrsg. v. G. A. L. Baur. Leipzig 1880.) Auch der tüchtige gelehrte Bürcklin, der den jungen May unterrichtete, hatte keine Aussichten auf eine Professur, die dem jungen Professorensohn vorbehalten war. Es mag sie ja manchmal bitter angekommen sein, wenn sie den jungen May vor sich in der Schulbank sitzen sahen, und wußten, daß der zu der Professur bestimmt war, die auch sie hätten beanspruchen können. Aber da war nichts zu ändern. May ging früh, schon mit 14 Jahren, 1702 zur Universität über und erwarb bei seinem Vater im Alter von 19 Jahren die Magisterwürde mit einer Dissertation De jure anni septimi secundum disciplinam Ebraeorum. Studien des Griechischen, Arabischen, der Geschichte und Theologie in Altorf schlossen sich an, er selbst hielt Vorlesungen über Hebräisch und Aethiopisch. Schon 1708 ging er nach Wien, um dort die Bibliothek zu benutzen. Er fand in dem Leiter Johann Benedikt Gentilotti von Engelsbrunn, nachmals Bischof von Trient, alle Förderung und bei dem Bruder seiner Mutter, dem Rat Tobias Sebastian von Praun, freundliche Aufnahme. Nach vier Monaten reiste er durch Böhmen nach Jena, wo Johann Franz Buddeus und Burchard Gotthelf Struvius, ein berühmter Polyhistor und Autodidakt, seine Lehrer waren. Hier bei Struvius legte er den Grund für seine Kenntnis in der

Münzkunde. Von Jena aus führte ihn sein Weg nach Kiel, allerdings mehr um Land und Leute kennenzulernen („. . . ut homines urbesque moresque viderem", sagt er in seinem Lebenslauf) und seinen Onkel Johann Burchard May dort zu besuchen. Hier in Kiel bot man dem jungen Gelehrten die gerade frei gewordene Professur für griechische Sprache an. Aber er lehnte ab, weil er gleichzeitig von Darmstadt die erwartete Ernennung zum Professor für griechische und orientalische Philologie erhielt, um die sein Vater gebeten hatte. Das Ernennungsdekret ist datiert vom 15. Juli 1709 und lautet: „Von Gottes Gnaden Ernst Ludwig Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg, Ysenburg und Büdingen. Würdige, Edle und Wohlgelährte, Liebe Getreue, Nachdem wir auf Beschehens unterthänigstes Nachsuchen Unseres Superintendenten Dr. Mayens zu Gießen in gngster Betrachtung der Uns von demselben biß daher geleisteten Diensten gndgst Verordnet, daß deßen Sohn, Johann Henrich, Philosophiae Magister, und biß dahero in graecis, auch auf seinen jetzigen Reysen in Orientalibus Linguis sich wohl qualificiret und bey letztgehaltenem Jubilaeo zu Gießen darvon rühmliche proben abgeleget, zum Professore Graecae Linguae bei Unserer Universitaet bestellet, sogleich mit in den Catalogum Lectionum alß designatus Professor gesetzet und ihm, von Dato an ex fisco academico Jährlich Einhundert Rthlr gereichet werden sollen. So haben Wir Euch solches Zur gngstn Nachricht hiermit und behöriger Verfügung wissen lassen wollen und seynd Euch mit Gnaden wohl gewogen. Darmbstatt am 15ten July 1709. Ernst Ludwig. Denen Würdig-Edlen Hoch und wohlgelahrten Unserem Rectori procancellario Decanis und sambtl Professoribus bey Unserer Universitaet zu Gießen und lieben Getreuen sambt und sonders Gießen."

So hatte Vater May sein Ziel erreicht und seinem Sohn bei der ersten schicklichen Gelegenheit die so lange aufgesparte Professur verschafft. Der junge May war gerade 21 Jahre alt. Das Schreiben des Landgrafen an die Universität bezieht sich ganz offenherzig auf den Antrag des Vaters May und seine Verdienste um die Universität Gießen. Daß der Landesherr die Professuren besetzte, war üblich, allerdings meist auf den Antrag der Universität. Hier aber war alles auf die Person des Vaters abgestellt. Die Universität erhob keinen Widerspruch, sie erinnerte nur daran, daß herkömmlicherweise mit der Professur des Griechischen auch die der orientalischen Sprachen verbunden sei. So wurde durch einen weiteren Erlaß aus Darmstadt der junge May auch Professor der orientalischen Sprachen. 1716 wurde er auch noch Professor der Antiquitäten und Adjunkt seines Vaters im Pädagogiarchiat und Visitator der Schulen im Oberfürstentum.

Der neue Professor hatte es gar nicht so eilig heimzukommen. Er besuchte noch Kopenhagen und wäre auch gern noch nach Schweden gegangen, aber der herannahende Winter ließ ihm doch die Heimreise ratsam erscheinen. Er trat sein Amt am 5. Dezember an.

Das waren zwei bewegte Wanderjahre gewesen. Aber was für ein Unterschied zu den Studienjahren des Vaters! Der Vater May hungernd und

frierend und oft am Leben verzweifelnd, der Sohn unbeschwert, bei Verwandten freundlich aufgenommen und gefördert, sicher, bald eine einträgliche Professur zu bekommen. Dabei wäre es falsch, anzunehmen, der junge May wäre nur durch die Protektion seines Vaters zu der Professur gekommen. Sicher hätte er auch allein seinen Weg gemacht. Jetzt in Gießen folgten dem Wanderleben Jahre strenger wissenschaftlicher Arbeit. Sein Nachfolger in Gießen als Professor philologiae sacrae, Ernst Friedrich Neubauer, nennt die Titel von 41 veröffentlichen Schriften und von 44 Manuskripten, die sein Schüler und Testamentsvollstrecker Ayrmann in seinem Nachlaß fand. Seine Freunde führten seinen frühen Tod auf seinen übergroßen Fleiß zurück, insbesondere sein nächtliches Durcharbeiten („er lucubrierte beständig"). Wir dürfen annehmen, daß er gerade, weil es scheinen mußte, als verdanke er seine Professur nur der Protektion seines Vaters, zeigen wollte, daß er auch aus Eigenem etwas leisten konnte. Aus zwei Quellen können wir etwas zum Verständnis seiner Person entnehmen. Die eine ist die schon erwähnte Trauerrede Benners, der ihm unter den Gießener Kollegen besonders nahestand. Die andere seine Briefe an seinen besten Freund (Amicorum princeps), den einer angesehenen Frankfurter Patrizierfamilie entstammenden Zacharias Conrad von Uffenbach, einen der bedeutendsten Büchersammler aller Zeiten. Zwar wertete dieser selbst seine Bücherschätze nicht aus, aber er war immer darauf bedacht, sie zu vermehren und sie Gelehrten zur Verfügung zu stellen. Seine Bibliothek umfaßte über 12 000 Bände, und wenn er sich wirklich einmal entschließen mußte, Teile davon abzugeben, dann nur, um Platz für neue zu schaffen. Der junge May zählte zu den bevorzugten Benutzern, denen Uffenbach seine Bücher und Handschriften bereitwillig zur Verfügung stellte. So ging ein reger Briefwechsel zwischen Gießen und Frankfurt hin und her. Sie lernten sich auch persönlich kennen und schätzen. Uffenbachs Briefwechsel mit gelehrten Männern seiner Zeit ist in Auswahl veröffentlicht: Commercii epistolaris Uffenbachiani selecta variis illustrationibus illustravit vitamque B. Zach. Conr. ab Uffenbach praemisit Jo. Ge. Schelhornius. 4 Bde. Ulm u. Memmingen 1753—55. Mays Briefe sind in dieser Auswahl am zahlreichsten vertreten. In ihnen lernen wir den May kennen, der dem Freund sein Herz öffnet.

Er preist jenen glücklich, daß er mit Gattin, Kindern, Brüdern und Verwandten zusammen lebe, während er, May, der Gattin, des Bruders und der Freunde entbehren müsse, denn er finde keine (Bd. 2, S. 356). Seine Ehelosigkeit erörtert er noch einmal (Bd. 4, S. 282 ff.) und die Frage „Sitne literato ducenda uxor?". Zu viele Gelehrte seien getäuscht worden. Auch Benner erörtert in seinem Panegyricus Mays Ehelosigkeit und weiß zu berichten (S. 45): Da der jüngere May einziger Nachkomme und Träger des durch seinen Vater berühmt gewordenen Namens war, ermahnten ihn Freunde, er möge doch nicht mit sich Ruhm und Name ausgehen lassen. Ihnen hätte er erwidert: Wenn er hoffen könne, es werde ein Besserer aus ihm geboren werden, würde er es tun. Aber da das zweifelhaft sei, ginge besser der Name mit ihm unter als der Ruhm. Das gleiche Gefühl, daß in seinem Vater alles verwirklicht war, was man von einem

Theologen erwarten dürfe, sein vollkommenes Beispiel, ließen den jungen May auch mit dem Beruf eines Philosophen sich begnügen. Dabei sei er doch für sich und für seine Freunde Theologe gewesen, und er habe seine Leiden getragen als Philosoph und als Christ.

An seinem Verzicht auf ein Aufrücken in die theologische Professur und an seiner Ehelosigkeit, mehr noch an seiner Begründung erkennen wir, wie mächtig der Schatten des Vaters auf seinem Lebensweg lag und viele Hemmungen bewirkt hat.

III. Das Vermächtnis

May, der Sohn, starb schon mit 44 Jahren am 13. Juni 1732. Sein Tod wurde allgemein bedauert, zumal er schon bedeutende wissenschaftliche Leistungen gezeigt hatte, aber noch mehr erwarten ließ. Drei Wochen vor seinem Tode, am 22. Mai 1732, hatte er genau über seinen Nachlaß verfügt. Der Universität vermachte er seinen Garten, den die Universität 1757 verkaufte, seine Bibliothek und seine Münzsammlung. Den Teil seines Testaments, der die Bibliothek und die Münzsammlung betrifft, hat der fleißige Christoph Friedrich Ayrmann, Professor der Geschichte und 1733 auch Rektor, dem von ihm aufgestellten Katalog der Mayschen Bibliothek vorausgeschickt:

„... IV. Legire und vermache ich Löbl. Universität meine Bibliothecam Philologicam insgesamt, bestehend in MMS. Hebraicis, Arabicis, Graecis et Latinis, sodann in den gedruckten Büchern, samt meinen eigenen Adversariis und geschriebenen Sachen, welche alle zusammen in dem zweyten Stockwerck dieses Pädagogiarchat-Hauses *) in dreyen Zimmern verwahrt, etliche auch in Einschlägen eingepackt sind, alle sowohl gebundene als rohe.

Und soll

V. Diese meine löbl. Univ. vermachte Bibliothec nicht mit der Bibliotheca publica vermischt, sondern besonders in das Auditorium Theologicum auf solche Arth gestellet und placiret werden, daß Cathedra Theologica weiter in das Auditorium Theologicum eingerückt, in selbiges Interstitium eine räumliche Cammer, auf Arth und Weise, wie es in Auditorio Philosophico mit der Holtz- und mathematischen Instrumenten-Cammer gemacht worden, angelegt, und daselbst meine Bücher besonders verwahrt werden.

VI. Einer ex ordine Professorio, und speciatim Philosophico, so die Historiam litterariam wohl verstehet, soll die Obsicht darüber haben, und bey der Aufnahme ordentlich schwören, auch keinem Studioso ein Buch in das Hauß folgen lassen, wohl aber nach Ausgestelltem Revers, auf wenig Tage einem Professori, jedoch kein geschriebenes, sondern gedrucktes Buch (sinthemalen die geschriebene nicht aus der Stelle kommen sollen) verabfolgen lassen. Mit diesem Besonderem Bibliothecario wird sich löbliche Universität wegen eines leidlichen Salarii abfinden; zumahlen

*) Es war 1670 neben dem Pädagogium für Rudrauff in der Neuen Bäue erbaut worden. Vgl. Ludwig Schädel: Beiträge z. Geschichte d. Großh. Gymnasiums zu Gießen, S. 4. Eine Abbildung „Heimat im Bild", Jg. 1939, Nr. 32.

die Bibliothec nicht zu groß ist, und man also wenig Mühe damit haben wird.

VII. Eine kleine Collection von alten Hebräischen, Punischen, Griechischen und Lateinischen Medaillen, auch etlichen Bracteatis ex omni metallo et modulo, darunter der Zeit acht güldene, hundert und etlich und dreysig silberne, so dann drey und zwantzig Bracteati, und über zwey Hundert und siebenzig Kupferne Müntzen, werden ebenfalls löblicher Universität legiret." (Zusammen also ca. 435.)

Diese Bestimmungen des Mayschen Testaments sind von großer Bedeutung für die weitere Geschichte der Universitätsbibliothek geworden und haben insbesondere das Schicksal der Münzsammlung für 190 Jahre entscheidend bestimmt. Denn die gesonderte Aufstellung der Mayschen Hinterlassenschaft, Bibliothek und Münzsammlung, bewirkte jene enge Verbindung zwischen beiden, die auch dann nicht gelöst worden ist, als die Maysche mit der Universitätsbibliothek vereinigt wurde. May fand Nachfolger. Senckenberg bestimmte das gleiche für seine Stiftung 1800. Schon Ayrmann hatte klar erkannt, daß solche Bestimmungen die Benutzung ungeheuer erschweren. Es dauerte bis 1837, bis Adrian die einzelnen Bibliotheken vereinigen konnte. Ayrmann hielt sich gewissenhaft an die Testamentsbestimmungen. Auch den Eid, den der Bibliothekar nach Mays letztem Willen schwören sollte, hat er geleistet. Den Wortlaut der Eidesformel, sicher von ihm selbst, hat er in seinen „Notamina" aufgezeichnet. Eine spätere Hand, wahrscheinlich die von Johann Ernst Christian Schmidt (Bibliothekar von 1803—1830), hat allerdings an den Rand geschrieben: „Diese Eidesformel ist längst abgeschafft."

Diese „Notamina ad historiam Bibliothecae facientia" gibt Ayrmann hinter den testamentarischen Bestimmungen Mays, in seinem „Catalogus Bibliothecae philologicae quondam Joannis Henrici Maii iunioris ... Academiae Giessensi dedicatae et a. 1733 Loco ex ordine convenienti dispositae, opera studioque Christophi Frid. Ayrmanni ... qui ex eo tempore primum eius Bibliothecarium egit, et praesentem Catalogum composuit ac manu propria exaravit item numos veteres ab eodem Academiae legatos ordinavit et Catalogum eorundem subtexuit". Wir erfahren aus diesen Notamina, daß das Vermächtnis nicht ohne Widerspruch der Erben, erst durch das Eingreifen des Landesfürsten für die Universität gesichert werden konnte. Ayrmann wurde mit der Aufgabe betraut, zunächst einmal zusammen mit dem Sekretär Riedel ein Inventar aufzunehmen, dann Ende des Jahres 1732 die Bibliothek in das Collegium academicum zu bringen, wo sie den Winter über von dem Universitätsdiener Köhler sorgfältig bewacht wurde. Mit Genehmigung des Landesherrn wurde die Bibliothek nicht im Auditorium theologicum, wie May gewünscht hatte, sondern vermutlich im zweiten Stock des Kolleggebäudes am Brand untergebracht, aber schon 1756, nachdem auch die Bibliothek des Professors und Bibliothekars Christoph Ludwig Koch als separate Bibliothek dazugekommen war, auf Vorschlag des Nachfolgers Ayrmanns, Andreas Böhm, mit der eigentlichen Universitätsbibliothek im Erdgeschoß aufgestellt, alle drei Bibliotheken für sich. (Vgl. Josef Schawe in „Festgabe", S. 19 und Abb. 21 und 22.)

Im Jahre 1733 machte sich Ayrmann, inzwischen Rektor geworden, an die Katalogisierungsarbeit, mit der ihn seine Kollegen betraut hatten. Zwei Jahre schwerer Arbeit mußte er leisten, zunächst ohne etwas dafür zu bekommen. Aber seine gute Leistung war so offensichtlich, daß die Universität ihm nach dem Tode Johann Conrad Arnoldis mit Dekret vom 17. Mai 1735 auch die eigentliche Universitätsbibliothek, die „Alte" genannt, zum Unterschied von der Mayschen „Neuen", anvertraute. Wir erkennen aus dieser Bezeichnung, wie hoch die etwa 3300 Bände umfassende Bibliothek Mays gewertet wurde. Jetzt konnte Ayrmann auch den eingerissenen Mißständen im Bibliothekswesen zu Leibe rücken, zumal ihm sein Rektoramt größere Bewegungsfreiheit gab. Nachdem er auch noch die Münzen verzeichnet hatte, schickte er den Katalog an seinen Landesfürsten Ernst Ludwig nach Darmstadt und hatte die Genugtuung, daß von dort ein gnädiges Anerkennungsschreiben an die Universität mit dem Datum vom 12. April 1736 gelangte, in dem seine „gantz besondere Mühe" anerkannt wurde. Und „nachdem nun ein unverdrossener und hurtiger Arbeiter einer ehrlich Belohnung wert ist", so wurden ihm „100 Gulden ex fisco academico" verordnet. Aber nicht genug damit, es sollte auch „hinkünftig ein jeder Studiosus ... über das gewöhnliche pro Bibliotheca acad. bey seiner Inscription zu erlegende Quantum noch ein halb Kopfstück weiter pro Bibliothecario zu etwelcher Compensation seiner ... mühsamen Occupation entrichten müssen". Die 100 Gulden wurden ihm auch gleich ausgezahlt, aber wir haben Verständnis, wenn Ayrmann weiter schreibt: „Emolumentum vero perpetuum, quod cum difficultate non exigua conjunctum esset, ipse Bibliothecarius recusavit." Aber auch ein an Ayrmann persönlich gerichtetes Anerkennungsschreiben seines Fürsten war ein Lohn, der zwar nichts kostete, aber dem Empfänger wohltat. Die Anerkennungsschreiben für die Nachwelt in seinen Notamina abzuschreiben, hat Ayrmann nicht versäumt.

IV. Die Münzsammlung

May hatte sich die ersten Münzkenntnisse bei Struvius in Jena erworben (s. o. S. 99), das meiste aber als Autodidakt gelernt. Unter seinem handschriftlichen Nachlaß findet sich ein Werk: Auserlesenes Thaler-Cabinet, darinn die meiste und vornehmste derjenigen Silber-Müntzen, welche unter dem Nahmen der Reichs-Thaler bekannt sind ... Königsberg o. J. Der Verfasser nennt sich nicht, es ist aber mit großer Wahrscheinlichkeit der gelehrte Königsberger Pfarrer Michael Lilienthal. May hat sich sein Exemplar durchschießen lassen und es mit vielen handschriftlichen Zusätzen und Bemerkungen versehen. Es zeigt, daß er sich gründlich mit der Münzkunde beschäftigt hat. Auch in seinem Briefwechsel mit Uffenbach erwähnt er mehrmals, daß er in Münzangelegenheiten um Rat gefragt worden ist und schwierige Fragen lösen konnte. Nachdem Ayrmann die Bücher und Handschriften geordnet hatte, machte er sich unverdrossen auch an die Katalogisierung der Münzsammlung: „Denique Numorum veterum cum libris Academiae legatorum et eidem Bibliothecae necessario iungendorum per eundem Prof. Hist. Ayrmannum

et Secetarium acad. contextum, et Archivo item acad. illatum est. Quo facto sub finem anni 1735. Numi in consistorio acad. adhuc asservati, Bibliothecarii item curae commissi sunt; qui ex illis Numophylacium qualitercunque struxit eorumdemque Catalogum praesenti librorum subtexuit." (Abschnitt IX der Notamina.) Und nun scheidet er sorgfältig „Ac Numi quidem integri aut saltem non omnino corrupti et detriti, qui quidem utilitatem ac iucunditatem spectantibus offerre queant, Numophylacio et Catalogo illati sunt, numero ad 285, nominatim aureorum 8, argenteorum 127, bracteatorum proprie sic dictorum 10". (Er teilt die Münzen anders ein als May, woraus sich der Unterschied der Zählung ergibt.) „Denique aereorum 140. Accensitis hic iisdem aliquibus merito numis, ex metallo albescente conflatis, quos ille ibidem argenteis videtur annumerasse. Reliqui autem, cum istis simul librisque inventi numi corrupti, detriti et nullius, aut saltem dubii adhuc usus ad numerum 190. in quibus et pauci sunt argentei peculiari caps. inclusi sunt, additaque in schedula eorum designatione, in altero Msstorum scrinio sepositi reperiuntur." (Zusammen also 475 gegen die ca. 435 nach Mays Zählung.)

Ayrmann vermehrt die Maysche Sammlung (Abschn. XIII seiner Notamina) um 81 Stück, wofür ihm 30 Taler ex fisco academico ausgezahlt werden (24. Mai 1737). Er fügt diese der Mayschen Sammlung ein, vermerkt sie im Katalog am gehörigen Ort und kennzeichnet sie durch einen Stern. Ja er hat auch einige gratis beigesteuert.

Auf der Seite 555 des Gesamtkatalogs, den Ayrmann von dem Mayschen Vermächtnis hergestellt hat, beginnt mit einem Sondertitel der „Catalogus in Numophylacium". Ayrmann weist darauf hin, daß er Zwischenräume freigelassen hat, in die Neuerwerbungen geschrieben werden könnten. Den Mayschen Besitz hat er fortlaufend durch die einzelnen Abteilungen numeriert. Neuzugänge sollten anders bezeichnet werden. Aber wir können feststellen, daß keine Nachträge gemacht worden sind. Ayrmann notiert 1744 den Ankauf von neun Silbermünzen, über die er dann der Fakultät eine Spezifikation einreichen mußte. Auch „daß der Herr Graf von Thom unser Numophylac. mit vielen Müntzen vermehrt und weiter zu vermehren versprochen hat", erfahren wir aus diesem Aktenvermerk. Alles zusammengerechnet ergibt sich so ein Bestand von ca. 600 Münzen um das Jahr 1745.

Sein Eifer verführte Ayrmann oft zu Eigenmächtigkeiten, die ihm viel Verdruß brachten. Persönliches Ungemach stürzte ihn in Melancholie, aus der er kaum mehr herausfand (vgl. Festgabe 1959, S. 33). Das alles mag mit dazu beigetragen haben, daß sein Nachfolger Christoph Ludwig Koch sich über die Unordnung im Bestand der beiden Bibliotheken beklagte, besonders darüber, daß Bibliotheksbesitz und Ayrmannscher durcheinandergeraten waren und in schwierigen Verhandlungen mit der Witwe Klarheit geschaffen werden mußte.

Schwere Zeiten kamen unter Kochs Nachfolger Andreas Böhm über Stadt und Universität. Der Siebenjährige Krieg brandete über Gießen und brachte die Besetzung des Universitätsgebäudes, das als Lazarett von

den Franzosen verwendet wurde mit Ausnahme der Bibliotheksräume, des Konsistoriums und der Registratur. Als die unerwünschten Gäste endlich abzogen und wieder Friede war, feierten Stadt und Universität dankbar das Ereignis in einem Gottesdienst am 25. Dezember 1762 und in einem feierlichen Einzug in das renovierte Universitätsgebäude am 1. Juli 1763.

War so die Universitätsbibliothek mit der Münzsammlung im Siebenjährigen Krieg verschont geblieben, so gerieten beide in die allergrößte Gefahr in den französischen Einfällen der neunziger Jahre. Nach Böhms Tode wurde Christian Heinrich Schmid (der „Gießener" Schmid) Bibliothekar, bekannt durch Goethes Spott über ihn und die Begegnung beider bei Goethes Besuch in Gießen bei Höpfner 1772. (Vgl. Goethe: Dichtung und Wahrheit, Teil 3, Buch 12, am Schluß; Alfred Bock: Aus einer kleinen Universitätsstadt, S. 1 ff.)

Über die Ereignisse jener Jahre haben wir zuverlässige Augenzeugenberichte in dem „Liber Novus Decanatus Facultatis Philosophicae" von 1714 bis 1802. Das Auditorium der Fakultät wurde im Dezember 1792 von den Preußen als Fouragierbüro beschlagnahmt, das übrige Kollegienhaus als Lazarett. 1794 lösten die Österreicher die Preußen ab. Die Universität zählte 5 Studenten, davon 3 aus Gießen. Der jeden Jahresbericht schließende Wunsch nach Frieden fand keine Erfüllung. 1796 brachte unter dem Dekanat des Bibliothekars Christian Heinrich Schmid größte Bedrängnis. Im Juni fürchtete man schon die Besetzung der Stadt durch die Franzosen, aber den Österreichern gelang es noch einmal, sie zurückzuwerfen. Den Lärm eines Gefechts bei Wetzlar hörten die geängstigten Bewohner deutlich. Vom Kolleggebäude aus konnte man die Ereignisse nordwestlich der Stadt beobachten. Schließlich griffen die Franzosen wieder an, die Stadt war voll fliehender Österreicher und am 8. Juli 1796 kam Gießen, das schon die Schrecken einer Belagerung fürchtete, unter französische Besatzung. Aber wieder wurden die Franzosen hinausgeworfen und zogen sich auf die Hardt zurück, von wo aus sie die Stadt beschossen (globulis ignitis). Einige Häuser gerieten in Brand, und auch die Universitätsgebäude waren in Gefahr, aber schließlich zogen sich die Franzosen ganz zurück, die Stadt war zunächst einmal von der Furcht befreit, Schlachtfeld zu werden. Am 27. April 1797 wurde sie dann, wieder von den Österreichern verlassen, von den aus ihren Winterquartieren aufgebrochenen Franzosen kampflos besetzt. Kontributionen und die Verpflegung und Ausstattung der anspruchsvollen Besatzungstruppen schufen jetzt Mangel und Elend, auf dem flachen Land noch mehr als in der Stadt.

Und jetzt kam auch größte Gefahr für die Bibliothek und die Münzsammlung. Zwei französische Kommissare, Keil und Deville, erschienen, um, wie es die Franzosen mit Kunstschätzen überall machten, das Beste herauszusuchen und nach Paris zu senden. Der Bibliothekar mußte den Schlüssel herausgeben, ausgeliehene Bücher zurückfordern, und an Hand des von Böhm verfertigten Katalogs begannen die Kommissare ihr räuberisches Geschäft. Noch sieht man in dem Katalog die Bleistiftstriche, mit denen sie anstrichen, was ihnen des Mitnehmens wert erschien.

Den Ruhm, diese Ausplünderung verhindert zu haben, dürfen hauptsächlich zwei Leute für sich in Anspruch nehmen, der damalige Rektor und Professor der Kameralistik August Friedrich Wilhelm Crome und der Kammerassessor Moter. Aber durch Crome ist auch die falsche Behauptung in die Welt gesetzt worden (in seiner Autobiographie von 1833), daß die Franzosen das Münzkabinett entführt hätten. Und diese Behauptung wird von allen Veröffentlichungen über dieses Thema übernommen bis heute. Auch Otto Buchner, Aus Gießens Vergangenheit, S. 164, behauptet das. Er zitiert zunächst Crome: „Sie (die französischen Kommissare) beraubten unsere Universität ihres Münzkabinetts, ließen die besten Bücher einpacken in 19 Verschläge und waren im Begriff, sie über den Rhein schaffen zu lassen. Ich als Rektor der Universität widersetzte mich kräftig und wurde dabei von dem französischen General unterstützt. Zwar wurde ich von den Kommissären du gouvernement, die ihre besonderen Schildwachen hatten, anfangs arretiert und der Bibliothekschlüssel beraubt; der General Championet aber, der in Gießen kommandierte, befreite mich bald, ließ die Schlüssel der Bibliothek zurückgeben und mir sie einhändigen. Auch bewirkte derselbe die schleunige Entfernung dieser Kommissäre durch den Chef d'Etat major General Cherin, wozu auch der thätige Kammerath Moter vorzüglich im Hauptquartier zu Friedberg beitrug."

Dabei ist Buchner die Unzuverlässigkeit der Cromeschen, 36 Jahre nach den Ereignissen geschriebenen Erinnerungen durchaus klar (S. 183): „Er ist nicht durchaus zuverlässig und manche seiner angeführten Thatsachen sind nur mit Vorsicht aufzunehmen." Und S. 178: „Auch die früher angeführte Stelle aus Cromes Selbstbiographie ist nicht ganz klar, danach scheinen die 19 Kisten mit Büchern gerettet worden zu sein, nicht aber das Münzkabinett, d a s g e r a u b t w u r d e." So steht es dann auch in den Regesten der Festschrift von 1907, S. 390, und in der „Ludoviciana" von 1907, S. 92—93, von Karl Ebel übernommen, und auch Alfred Götze weiß es nicht anders in seinem Aufsatz „Bernadotte als Gießener Ehrendoktor" in den Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 6, 1926/27, S. 44.

Wir haben aber zwei sehr viel zuverlässigere Zeugnisse über das, was damals geschehen ist. Vor allem den Bericht des Dekans des Jahres 1797 Heinrich Martin Gottfried Köster im Liber Decanatus Facultatis Philosophicae: „Bibliotheca Academiae nostrae publica in magnum venit periculum, quibusdam Gallorum praefectis optimos ex ea libros auferre capientibus, a quo consilio eos non sine multa opera, labore, sumtibus et j a c t u r a q u o r u n d a m l i b r o r u m n u m m o r u m q u e v a r i o r u m a b s t r a x i m u s." Und dieser klare Bericht des Dekans wird bestätigt, wenn wir uns den Ayrmannschen Katalog der Münzen Mays genauer ansehen. Da steht nämlich am Rande bei einzelnen Münzen vermerkt sechsmal „Fehlt" und fünfmal „Verschenkt", sechsmal „Ist da". Mehrmals ist „Fehlt" durchgestrichen. Einige Bemerkungen sind unleserlich. Es ist unverkennbar die Handschrift des Professors und Bibliothekars von 1790 bis 1800 Christian Heinrich Schmid (vgl. S. 10), von dem die Bemerkungen stammen. Wir finden sie auch auf dem Titelblatt des sauber geschriebenen Böhmschen Katalogs mit dem „continuatus a Ch. Henrico

Schmidio". Einer seiner Nachfolger, Johann Ernst Christian Schmidt, hat dazugeschrieben „et pessime inquinatus", „und ganz übel verschmiert", und zwar mit Recht, er hätte es auch zu den Bemerkungen im Ayrmannschen Katalog schreiben können. Da war also Schmid, nachdem die Gefahr vorüber war, dabei, eine Revision zu veranstalten. Es sieht nicht aus, als sei er dabei systematisch vorgegangen. Doch läßt sich erkennen, daß er versucht hat, Ordnung zu machen. Wir dürfen annehmen, daß die als „Verschenkt" bezeichneten Münzen alle, die als „Fehlt" bezeichneten zum Teil das Opfer waren, das gebracht werden mußte, um die Masse zu retten. Darin bestärkt uns noch die nähere Bezeichnung des Verlorenen, die Ayrmann in seinem Katalog gibt. Es sind Münzen Ex auro mediocri, Ex argento maiori, Ex argento maximo, Ex auro minori, Sigillum planetarum ad usum magicum ex stanno maximae magnitudinis confectum.

Es waren Münzen, die nach etwas aussahen, mit denen man die Beschützer bestechen oder belohnen konnte.

Aber vor allem ist doch klar: Wenn die Franzosen das Münzkabinett geraubt hätten, was hätten dann die Bemerkungen für einen Sinn? Vielmehr stimmen die beiden Zeugnisse überein: Der Eintrag des Dekans, daß man mit Kosten und unter Opferung einiger Bücher und verschiedener Münzen die Kommissare davon habe abhalten können, die besten Bücher wegzuschleppen, und Schmids Revisionsbemerkungen.

Es hat Verluste gegeben, aber Münzsammlung und Bibliothek wurden gerettet.

Es war nicht nur Bestechung oder Belohnung für gewährten Schutz, was die Universität vor schwereren Schäden bewahrt hat. Dankbar verzeichnet der Dekan von 1798, Wilhelm Friedrich Hezel, von 1800 bis 1801 Nachfolger Schmids im Amte des Bibliothekars, die „nomina celebranda posteritati" der französischen Offiziere, die schützend eingriffen: Championet, Haquin, Grouchy, Bernadotte, des Reiterobersten Laraitre und des Stadtkommandanten Larroque. Mit ihrer Hilfe konnten die „spitzbübischen" (Crome) Kommissare schließlich ohne Beute abgeschoben werden, und ihnen wurde feierlich der Dank der Universität durch ein gedrucktes Programm zum Ausdruck gebracht. Bernadotte wurde dann etwas hastig auch noch zum Ehrendoktor ernannt, ein Vorgang, der natürlich Aufsehen erregte und oft geschildert worden ist (vgl. das Literaturverzeichnis). Aus allem, was wir über Bernadottes Verhalten in Gießen erfahren, kann man ihm menschliche Gesinnung und Achtung vor der Wissenschaft nicht absprechen. Soweit es ihm möglich war, hat er auf die Bevölkerung der von seinen Truppen besetzten Gebiete Rücksicht genommen und ist Exzessen entgegengetreten. Die Anforderungen, die er stellen mußte, wurden nicht durch seine Schuld so drückend. Seine Regierung verlangte, daß die Truppen aus dem besetzten Lande nicht nur erhalten, sondern auch ausgestattet wurden. Bernadotte selbst, der aus dem Mannschaftsstande hervorgegangene General und spätere König von Schweden, sorgte für seine Leute. Als er mit seinen Truppen nach Italien kommandiert wurde, fielen seine Soldaten durch ihre vorzügliche Ausrüstung auf. Aber

das geräumte Gebiet sah aus, als hätten die Heuschrecken darin gehaust.

Dem gewandten Professor Crome, der durch seine Reise ins Hauptquartier der Franzosen bei Friedberg und durch seine guten Beziehungen zu Bernadotte den Hauptanteil an der Rettung der Universität vor schwerstem Schaden hatte, hat man in der Zeit des nationalen Aufschwungs keinen Dank für seine Bemühungen gezeigt. Auch Schmid, dem die Aufgabe zufiel, den übertriebenen Gerüchten von der „Ausplünderung" der Universität in den Zeitungen entgegenzutreten, mußte sich verächtliche Zensuren gefallen lassen. Buchner spricht von „schimpflicher Liebedienerei", Ebel wirft ihm vor, er habe „die Beraubung der Bibliothek und andrer Universitätsinstitute durch die Franzosen zu verschleiern gesucht". Daß diesen Beschuldigungen jede tatsächliche Grundlage fehlt, dürfte nach dem Gesagten klar sein. Zu bedenken ist auch die politische Lage, in der sich Hessen befand. Der Landgraf war, wollte er in den turbulenten Zeiten bestehen, darauf angewiesen, sich mit dem französischen Oberbefehlshaber zu verständigen. Crome hat, dank seinen guten Beziehungen zu Bernadotte, auch diese Aufgabe gelöst.

Wo sollte in diesen Jahren eine national-deutsche Gesinnung auch herkommen? Man hat die Ereignisse zu sehr aus der ganz anderen politischen Situation der Zeit nach 1813 gesehen und beurteilt. Die Studenten von 1797 brachten Crome zum Dank für seine erfolgreichen Bemühungen, der Stadt Erleichterung von drückenden Lasten zu verschaffen und schwere Schäden von der Universität abzuwenden, einen Fackelzug. Die Studenten von 1813 warfen ihm, der gerade eine französisch gesinnte Flugschrift veröffentlicht hatte, die Fenster ein, und er tat gut daran, eine Reise in die Schweiz anzutreten, als Blücher sich Gießen näherte. Der nannte ihn einfach einen Lumpen, und sein Trinkspruch „Gut deutsch oder an Galgen" galt vor allem Crome. Blüchers Begleiter Steffens sprach nicht anders. Crome änderte jedoch auch nach 1813 seine politische Meinung nicht. Und so ist auch die unbedingt ablehnende Haltung Friedrich Gottlieb Welckers zu verstehen. Als Crome im Frühjahr 1816 als Mitglied der Pädagog-Kommission zu einer von Welcker gehaltenen Prüfung im Pädagogium erschien, klappte dieser sein Buch zu und verließ das Zimmer. Welcker erhielt von der Regierung einen Verweis und erbat daraufhin seine Entlassung, die ihm gewährt wurde. (Vgl. Messer: Geschichte d. Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums zu Gießen. S. 46 f.)

Daß aber auch Buchner dieser gefühlsmäßigen Beurteilung unterlag, ist unverständlich. Denn ihm lagen noch Akten vor, die von einer großen Revision im Jahre 1804 berichteten und das Fehlen der wertvolleren Münzen feststellten. Nach heute noch erhaltenen Akten war schon der Bibliothekar von 1802, Kuenöl, bemüht, eine Revision zu veranstalten. Das scheiterte aber an den Kosten. Erst dem gestrengen Johann Ernst Christian Schmidt gelang es, die Revision durchzusetzen. Und da kamen nicht nur die Verluste der Franzosenzeit ans Tageslicht, sondern auch die Folgen der Mißwirtschaft in der Bibliothek, über die schon Ayrmann geklagt hat: Daß die Professoren Bücher ohne Quittung mit nach Hause

nehmen und nicht wiederbringen. Schmid war ein geistig reger Mann, aber ein schlechter Bibliothekar. Sein Kritiker von 1804, Johann Ernst Christian Schmidt, war entrüstet über seine liederliche Amtsführung und schlug in einem Aktenstück vom 1. September sogar vor, die Erbin für die Verluste haftbar zu machen. Aber die Fakultät begnügte sich schließlich damit, die durch Schmid verschmierten Blätter des Katalogs auswechseln zu lassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß alles 1804 Fehlende doch den Franzosen zur Last gelegt wurde. Es waren, so dürfen wir abschließend für diese Zeit feststellen, schmerzliche Verluste in der Münzsammlung entstanden, aber die Sammlung selbst war erhalten geblieben.

Für ihre weitere Geschichte im 19. Jahrhundert fehlt uns ein Zeuge mit der Redseligkeit und der Eigenliebe eines Ayrmann, mit so genauen Nachrichten, wie er sie für die ersten Zeiten ihres Bestehens gibt. Die enge Verbindung zur Universitätsbibliothek, die Mays Testament und Ayrmanns genaue Ausführung begründet haben, bleibt erhalten. So macht die Sammlung auch den Umzug der Universitätsbibliothek in das neue Gebäude auf dem Seltersberg mit. Als Kaserne in den Jahren 1818/19 gebaut, konnte es seinem eigentlichen Zweck nicht dienen, weil die Soldaten nach Streitereien mit den Studenten nach Worms verlegt wurden. Nach einem Umbau wurde der Westteil Klinik (daher der Name „Alte Klinik“ bis zur Zerstörung 1944). Im Ostteil wurde das Erdgeschoß der Bibliothek, oder besser gesagt den Bibliotheken, zugewiesen, denn es waren jetzt drei geworden: Die eigentliche „Alte“ Universitätsbibliothek, die Maysche „Neue“, die Kochsche, und dazu kam noch die Senckenbergische auf dem Brand, alle gemäß den Bestimmungen ihrer Stifter getrennt aufgestellt. (Vgl. Festgabe, S. 21 und Abb. 5—7.) War bisher der Zeitpunkt des Umzugs nicht sicher, so läßt er sich aus Akten ziemlich genau ermitteln: Denn in einer Verfügung des Ministeriums betr. „Das Ordnen und Catalogisieren der Universitäts-Bibliothek zu Gießen“ vom 4. November 1824 lesen wir von dem „bevorstehenden Überzug in ein andres' Lokal“. Aber schon am 21. 2. 1825 wurde laut Dekanatsbuch „der Prof. Dr. Adrian bei der neu eingerichteten Universitätsbibliothek, welche in dem neuen Universitäts-Gebäude auf dem Seltersberg aufgestellt ist, definitive zum Bibliothekar ernannt“. Und 1826 erhielt Adrian „die freie Wohnung in dem neuen Universitäts-Gebäude auf dem Selzers-Berge, seinem Wunsche und Gesuch gemäß“. Demnach hat der Umzug im November/Dezember 1824 stattgefunden. Das Gebäude diente später nach der Erbauung der neuen Kliniken im Süden der Stadt verschiedenen Zwecken. 1944 fiel es den Bomben zum Opfer. 1963 wurde die Ruine abgebrochen, um Platz für ein Fernmeldeamt zu schaffen. Im Januar 1964 räumten die Bagger auch die Mauer mit der Inschrift, die die Bauzeit für die Nachwelt festhielt, weg. Mit knapper Not und beschädigt konnte die Platte mit der Inschrift geborgen werden. Bald wird nur noch das Liebig-Museum, ursprünglich eines der beiden Wachhäuser, an den alten markanten Bau erinnern. (Vgl. Erwin Meyer: Der Seltersberg und die „Alte Klinik“. In: Hessische Heimat. 1963, Nr. 5.)

Adrian hat von 1825 bis 1864, 40 Jahre lang, davon 35 als Leiter, die Geschicke der Universitätsbibliothek entscheidend bestimmt. (Vgl. Festgabe, S. 39 ff.) Ihm gelang, was seine Vorgänger erstrebt und als notwendig erkannt hatten, aber nicht erreichen konnten: die Vereinigung der vier getrennt aufgestellten und katalogisierten Bibliotheken zu einer einzigen, die Schaffung ganz neuer Kataloge, eine bessere Benutzungsordnung, eine angemessene Vermehrung. Mit der Mayschen Bibliothek kam auch die Münzsammlung in die jetzt einheitliche „Vereinigte Universitäts- und von Senckenbergische Bibliothek". Obgleich als Neuphilologe berufen, hat Adrian, der auch Geschichte studiert hat, sich offenbar auch für Archäologie interessiert. Denn er kündigte schon 1824 im Vorlesungsverzeichnis „Archäologie" an. Und schon 1826 treten zur Münzsammlung Gipsabgüsse und Gemmen und bilden zusammen das „Akademische Kunstmuseum", seit 1837 „Kunst-, Münz- und Antiken-Sammlung", seit 1841 „Kunst-, Münz- und Antikencabinet" genannt. Es wird zwar als selbständige Einrichtung im Vorlesungsverzeichnis aufgeführt, aber unter der Direktion Adrians, und befand sich in der Universitätsbibliothek. Hier sah die Sammlung Philipp Dieffenbach, der in dem Werk „Das Großherzogtum Hessen in malerischen Originalansichten" den Band 2, Oberhessen, 1849 bearbeitet hat. Bei der Schilderung der Universitätsbibliothek schreibt er (S. 26): „In dem selben Gebäude befindet sich auch ein Kunst-, ein Antiken- und ein Münzkabinett unter der Aufsicht des ersten Bibliothekars, fast sämtlich zwar noch im Entstehen, doch enthalten sie bereits zum Theil sehr schätzbare Gegenstände."

Aus dieser Äußerung Dieffenbachs können wir nicht mehr entnehmen, als daß die Münzsammlung sich 1849 noch in einem recht unfertigen Zustand befunden haben muß. Der „erste Bibliothekar", dessen Obhut sie anvertraut war, Johann Valentin Adrian, hatte reichlich zu tun gehabt, um die Bestände der endlich vereinigten Universitätsbibliotheken völlig neu zu katalogisieren. Diese Riesenarbeit war 1850 beendet. Schon 1840 war der von ihm neugeschaffene Handschriftenkatalog im Druck erschienen.

Wenn wir feststellen wollen, was unter Adrian an der Münzsammlung getan worden ist, dann müssen wir uns diese selbst etwas genauer ansehen: Sie ist untergebracht in einem eisernen Schrank von 110 cm Höhe, 80 cm Breite und 40 cm Tiefe. Öffnen wir die zweiflügelige Tür, deren rechter Flügel mit einem wenig komplizierten Schloß versehen ist, so sehen wir zwei senkrechte Reihen hölzerner Schiebladen, auf jeder Seite 43, in der Größe 29,3 mal 42 cm. Ganz unten befindet sich eine über die Breite des Schrankes gehende tiefere Lade, 65 cm breit. Von den insgesamt 86 schmalen Laden sind 85 mit je 6 mal 8 runden Münzbetten, Durchmesser 4 cm, versehen, die durch eine senkrechte Bezeichnung der Reihen mit a—h und eine waagerechte mit 1—6 einzeln bestimmt werden können.

In diesen 4080 Münzbetten liegen heute in einer noch vorläufigen Ordnung 3584 Münzen und 456 Gipsabgüsse. Weitere 126 zum Teil abgegriffene Münzen und 158 Gipsabgüsse finden sich in der unteren großen und der 86. kleineren Lade. Gesamtbestand der Sammlung also an Münzen 3710,

an Gipsabgüssen 644. Die Abgüsse stammen, sicher zum weitaus größten Teil, aus einer Schenkung des Direktors des Münzkabinetts der Staatlichen Museen in Berlin, Prof. Dr. Regling, an Frau Prof. Bieber um 1928, wie aus einem Brief hervorgeht, den sie am 28. Januar 1960 an Prof. Dr. Gundel geschrieben hat.

Wo aber die ca. 3000 Münzen herkommen, wann und durch wen sie in die Münzsammlung gekommen sind, ließ sich nirgends aktenmäßig feststellen. Es fällt auf, daß die runden Münzbetten von 3 cm Durchmesser zum weitaus größten Teil mit viereckigen, kräftig umrandeten Beschriftungszetteln in der Größe 3 mal 3 bis 3 mal 3,5 cm ausgelegt sind. Die Ecken stehen hoch und behindern das glatte Ein- und Ausschieben der Laden. Offensichtlich sind sie nicht für den Münzschrank vorgesehen gewesen. Doch ist der Münzschrank seinem ganzen Aussehen nach auch nicht viel jünger. Eine spätere Zeit hat runde Beschriftungszettel verwendet. Von beiden findet sich reichlich Vorrat in der unteren Lade.

Sehen wir uns die viereckigen Beschriftungszettel näher an, so stellen wir überrascht fest, daß es sich ganz ohne Zweifel um die uns aus den Bibliothekskatalogen und Akten wohlvertraute Handschrift Adrians handelt. Gewöhnlich schrieb er eine flüchtige Fraktur. Wo es auf Deutlichkeit ankam, so im Register zum systematischen Katalog der Universitätsbibliothek und hier bei den Münzbestimmungen, verwendete er eine deutliche Antiqua. Wir zählen insgesamt 3342 von Adrians Hand beschriftete Zettel, einschließlich der wenigen, die noch nicht wieder mit den zugehörigen Münzen vereinigt sind. Das heißt also, daß von den heute vorhandenen 3710 Münzen mindestens 3342 vorhanden gewesen sind, als Adrian die Münzsammlung ordnete. Die Zettel tragen auch Signaturen, teils fortlaufende arabische Ziffern, teils „Tabl." mit folgender römischer und arabischer Ziffer, ein weiterer Beweis, daß der eiserne Schrank jünger sein muß als Adrians Arbeit, sonst wäre die doch zwangsläufige Bezeichnung: Nr. der Lade und Buchstabe mit Ziffer. Wir bedauern, daß der Katalog der Münzsammlung, an den sich Prof. Dr. Zschietzschmann deutlich erinnert, und der ganz die Form der alten Adrianischen alphabetischen Kataloge der Universitätsbibliothek gehabt hat, verlorengegangen ist. Er könnte uns noch mehr über Adrians Arbeit sagen. Aber auch so müssen wir diese bisher unbekannte Leistung dieses bedeutendsten der Gießener Bibliothekare des 19. Jahrhunderts, die neue Züge seinem Bilde zufügt, mit höchster Achtung verzeichnen.

Jetzt wird uns auch klar, wie der Neuphilologe Adrian dazu kam, im Sommer 1859 im Vorlesungsverzeichnis anzukündigen: „Numismatik der Römer mit Benutzung des akademischen Münzcabinets" und im Sommer 1860: „Einleitung in die Numismatik der Griechen und Römer mit Benutzung des Münzcabinets der Universität." Er hatte offenbar 1859 die Ordnung der Münzsammlung abgeschlossen, und die Vorlesungen sind eine Frucht seiner Arbeit. Am 18. Juni 1964 jährte sich zum 100. Mal sein Todestag. Sein Grab auf dem Alten Friedhof mit der mächtigen Grabplatte, von der Stadt Gießen erhalten und gepflegt, hält verdientermaßen die Erinnerung an ihn wach.

Auch der Nachfolger Adrians in der Leitung der Universitätsbibliothek, der Professor der Geschichte Heinrich Schäfer (1864—1869), wurde noch als Direktor des Kunst-, Münz- und Antiken-Cabinets im Personalbestand der Universität aufgeführt. Seine Interessen galten aber mehr der Geschichte Spaniens und Portugals, und so finden wir ihn im Vorlesungsverzeichnis zwar mit „Encyklopädie der historischen Hülfswissenschaften", aber nicht mit numismatischen Vorlesungen vertreten.

Es bahnt sich die Trennung der Direktionen der Universitätsbibliothek und des Cabinets an. Sie wurde durchgeführt, als 1870 mit Schilling ein Philosoph Bibliotheksdirektor wurde, und dabei blieb es auch bei seinen nun hauptamtlichen Nachfolgern Noack und Haupt, nach einem Provisorium von 1870 bis 1873 unter dem Professor für klassische Philologie Lübbert und einer Vakanz im Sommersemester 1874, nachdem Lübbert einen Ruf nach Kiel angenommen hatte.

Sein Nachfolger Adolf Philippi bewarb sich ausdrücklich um die Verwaltung des Cabinets und wurde auch mit Verfügung vom 18. Juli 1874 damit beauftragt, erhielt aber schon am 29. Juli 1874 die Genehmigung, sich Direktor zu nennen, was er schon vorher getan hatte. Ausdrücklich aber wurde ihm zwar die Verantwortung für die ganze Sammlung übertragen, die Benutzungsmöglichkeit der Räume und der Sammlung für andere Interessenten jedoch vorbehalten. Philippi hielt mehrmals Vorlesungen „Erklärungen der Abgüsse im Archaeologischen Museum" in den Jahren 1880 bis 1891. Über Münzkunde hat er nicht gelesen. Seine Hinwendung zur Archäologie hatte ihren tieferen Grund in seiner Unzufriedenheit mit den philologischen Methoden seiner Zeit (vgl. seine Rede: Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht. Gießen 1890; und Rudolf Herzog: Die Stellung der Philologie in der Universität. Gießen 1929). Schließlich ging er ganz zur Kunstgeschichte über. Auch sein Nachfolger Eduard Schwartz wurde auf seinen Antrag hin nach seiner Berufung zum ordentlichen Professor für klassische Philologie zum Direktor des Kunst-, Münz- und Antikenkabinetts ernannt. Ihm wurde bei der Übernahme ein Inventar der Gipsabgüsse vom Rektor übergeben.

Aus diesem Vorgang und aus den Vorlesungsankündigungen Philippis erfahren wir, daß sich ein Teil des Kunst-, Münz- und Antikenkabinetts nicht nur in der Direktion, sondern auch räumlich selbständig gemacht hatte. Das „Archaeologische Museum" hat eigene Öffnungszeiten, allerdings von 1875 an „in später zu bezeichnenden Stunden". Dieses „Museum" erscheint aber nur in den Vorlesungsverzeichnissen. Der amtliche Name in den Akten und im Personalverzeichnis, hier mit dem Zusatz „Im Kollegienhaus" (seit 1880 in der Ludwigstraße), lautet immer noch „Kunst-, Münz- und Antikenkabinett", auch unter Eduard Schwartz, 1893 bis 1897, und täuscht eine Einheit vor, die gar nicht mehr bestand. Die Abtrennung der Gipsabgüsse erfolgte mit Philippis Ernennung zum Direktor des Kabinetts und seiner Hinwendung zur antiken Kunstgeschichte.

Auch ein anderes Universitätsinstitut änderte seinen Namen. 1874 wurden die Lehrstühle für Bau- und Ingenieurwissenschaften an die Technische Hochschule in Darmstadt verlegt. Hugo Ritgen machte den Umzug nicht

mit. Er blieb in Gießen. Sein architektonisches Kabinett wurde in „Kunstwissenschaftliches Institut" umbenannt. Mit seinem Tode 1889 verschwindet es zunächst aus dem Vorlesungsverzeichnis. Die Verwaltung wurde für die Dauer der Vakanz dem Oberbibliothekar Herman Haupt übertragen. Unter Mitarbeit des außerordentlichen Hilfsarbeiters Jakob Bruchhäuser, stud. med., wurden die Bestände revidiert und katalogisiert. Die Arbeit war am 1. 4. 1892 beendet. Am 7. 5. 1892 hatte sich Bruno Sauer, von 1889 bis 1891 Stipendiat des Kaiserl. Archaeologischen Instituts, in Gießen habilitiert. Ihm wurde am 14. 7. 1894 die Verwaltung des Kunst-Instituts übertragen.

Wir müssen noch kurz einige räumliche Veränderungen in der Universität verzeichnen: 1880 konnte die Universität das neue Kollegienhaus in der Ludwigstraße beziehen. Die freiwerdenden Räume des Universitätsgebäudes am Brand, das 1839/40 an Stelle des ersten Kollegienhauses errichtet worden war, nahm die Universitätsbibliothek ein. Sie blieb dort, bis sie 1904 ihr schönes neues Gebäude Bismarckstraße/Keplerstraße beziehen konnte. (Vgl. Festgabe, S. 22 ff. und die Abb.)

Als Eduard Schwartz 1897 den Ruf nach Straßburg angenommen hatte, standen Fakultät und Universität vor einer sehr schwierigen Situation. Lassen wir die Akten sprechen: Zunächst faßte die Philosophische Fakultät den Beschluß, daß „dem neuzuberufenden Vertreter der klassischen Philologie die Direktion des Kunst-, Münz- und Antikenkabinetts weder definitiv noch provisorisch übertragen, sondern für eine fachmännische Leitung Sorge getragen wird". Der junge Privatdozent Sauer hat schon im Sommersemester 1894 „Erklärung der Abgüsse im Archaeologischen Museum" und im Wintersemester 1894/95 „Einleitung in die Archaeologie" gelesen. Jetzt, 1897, kann die Kommission (Behaghel, Schwartz, Gundermann), die Vorschläge zur Regelung der durch Schwartz' Weggang auftauchenden Schwierigkeiten machen soll, nur feststellen: „Einen anderen Archaeologen zu diesem Zweck herzuholen, würde unmöglich sein, da ihm zur Zeit nichts geboten werden kann, und unbillig, da die L[andes-]U[niversität] vollauf Zeit und Gelegenheit gehabt hat, Dr. Sauer daraufhin zu beobachten, ob er geeignet ist, einem solchen Institut vorzustehen. Nur durch seine Mithilfe [ist] überhaupt das Provisorium der letzten Jahre ermöglicht worden. Ihm wesentlich ist es zuzuschreiben, wenn Neuanschaffungen von Abgüssen stattgefunden haben, wenn das Museum neu und in einer den Unterrichtszwecken mehr entsprechenden Weise aufgestellt ist, wenn ältere Abgüsse durch rechtzeitige Reparaturen vor totalem Verderben geschützt sind. Zur Zeit ist er mit der Anfertigung eines dringend nöthigen neuen Inventars beschäftigt." Dementsprechend stellt die Fakultät den Antrag, Großh. Ministerium wolle... „Herrn Dr. Sauer... zum provisorischen Direktor des Kunst-, Münz- und Antiken-Kabinetts ernennen". Das Ministerium verfügt am 7. 4. 1897 entsprechend.

Sauer übernimmt am 23. 4. 1897 das Inventar. Am 6. 9. 1897 wird er a. o. und 1898 o. Professor für Archäologie und Kunstwissenschaft und Direktor der beiden Institute, des Kunst-, Münz- und Antiken-Kabinetts und des

Instituts für Kunstwissenschaft. Er geht sogleich daran, in der Benennung der Institute Klarheit zu schaffen. Denn in der Tat kann man die verschiedenen Bezeichnungen ohne genaue Nachforschungen gar nicht verstehen. Er beantragt, um Verwechslungen zu vermeiden, das Kunst-, Münz- und Antiken-Kabinett nach Straßburger Muster „Archaeologisches Institut" zu benennen und führt als Begründung u. a. an: „Da für den Hauptteil des Kunst-, Münz- und Antiken-Kabinetts der Name ‚Archaeologisches Museum' bereits offiziell, nämlich im Vorlesungsverzeichnis, im Gebrauch ist." Wir finden hier die aktenmäßige Bestätigung für das, was wir oben schon aus dem Vorlesungsverzeichnis und dem Personalbestand herausgelesen haben. Entsprechend soll das Institut für Kunstwissenschaft künftig „Kunstwissenschaftliches Institut" heißen. Der Referent Gundermann übernimmt diese Begründung, und das Ministerium entscheidet am 7. 1. 1899 wie vorgeschlagen.

Aus diesen Vorgängen können wir zusammenfassend noch einmal feststellen: Das Kunst-, Münz- und Antiken-Kabinett ist mit den Abgüssen, wahrscheinlich auch mit anderen Gegenständen (aber die Abgüsse stehen im Vordergrund, nur sie werden ausdrücklich erwähnt, über sie wird ein Inventar angefertigt, sie werden repariert und vor Verderben geschützt), aus der Verbindung mit der Universitätsbibliothek gelöst, ins Kollegienhaus gewandert und hat den Namen „Archaeologisches Museum" erhalten, aber ohne daß diese Namensänderung vom Ministerium ausdrücklich vorgenommen worden ist. Aktenmäßig besteht immer noch die Einheit „Kunst-, Münz- und Antiken-Kabinett". Erst Sauer bewirkt, daß den tatsächlich veränderten Verhältnissen auch im Namen Rechnung getragen wird. Aber die Münzsammlung, von der allerdings nicht als besondere Einheit die Rede ist, ist in der Universitätsbibliothek geblieben, wo wir sie später wiederfinden. Sauer selbst hält nur 1898 eine numismatische Vorlesung, „Numismatische Übungen über antike Portraits". Dann tritt sie erst durch Max Leberecht Strack wieder in Erscheinung. Strack ist Alt-Historiker, seit 1904 a. o., seit 1907 o. Professor für alte Geschichte, und seit 1904 werden regelmäßig numismatische Vorlesungen von ihm gehalten, bis er 1911 einem Ruf nach Kiel folgt. Er fiel in Flandern 1914 (sein Sohn und seit 1938 sein Nachfolger in Kiel Paul Leberecht Strack, wie sein Vater bedeutender Numismatiker, fiel 1941 in Rußland; vgl. Gundel in Festschrift 1957, S. 238 f.). Strack besaß selbst eine reiche Münzsammlung. Wir sind in der glücklichen Lage, für die Verhältnisse um 1905 einen Mann sprechen lassen zu können, der sie aus eigenem Erleben kennt und die weitere Entwicklung entscheidend beeinflußt hat: Prof. Dr. Christian Rauch. Auf die Dauer war die Vertretung der beiden Fächer Archäologie und Kunstwissenschaft durch eine Person gar nicht möglich. Rauch habilitierte sich 1906 bei Sauer, wurde 1909 mit der Verwaltung des Kunstwissenschaftlichen Instituts beauftragt und führte es als a. o. Professor für neuere Kunstgeschichte seit 1912, als o. Professor seit 1920, zu der stolzen Höhe, die es unzerstört auch über den Krieg hinaus gehalten hat (vgl. Kerber in der Festschrift 1957, S. 253 ff.), bis die Reduzierung der Universität auf eine Hochschule mit begrenztem Auf-

gabenbereich die Wegführung des größten Teils der Bibliothek nach Darmstadt möglich machte, ein Unrecht, dessen baldige Beseitigung wir heute zuversichtlich erwarten dürfen.

Rauch schrieb mir auf eine Anfrage am 19. 12. 1961: „... Mit meinem Freunde Max Leberecht Strack... habe ich oft in seiner Wohnung... vor ausgewählten antiken Münzen gesessen, die er ausgiebig auch in seinem Unterricht verwendete. Die große Sammlung befand sich in der Universitätsbibliothek. Max Leberecht Strack hat oft Studenten und auch interessierte Kollegen (so z. B. Johannes Haller) an die Sammlung herangeführt, seit seiner Berufung im SS 1904. Offiziell wurde die Sammlung ja von der Bibliothek verwaltet, d. h. von dem „ersten Bibliothekar", und aufgestellt war sie in dem großen Raum im Erdgeschoß der neuen (1904) Universitätsbibliothek, der hinter dem Dozentenarbeitszimmer den drei historischen Seminaren und später auch dem neu begründeten Kunstwissenschaftlichen Seminar (Anm.: für besondere Zwecke) diente. Als Ebel Direktor wurde (Anm.: im Jahre 1921), richtete er diese beiden Räume als Verwaltung der Bibliothek (Dir.-Zimmer und Vorzimmer mit Sekretärin) ein. Ich habe 1919 noch, als ich mit Rodenwaldt aus dem ersten Weltkrieg kam, diesen großen Archäologen auf die Sammlung aufmerksam gemacht..." Der 1962 verstorbene Oberstudiendirektor Dr. Karl Glöckner hat mir mündlich bestätigt, daß er während seines historischen Studiums, 1909 bis 1912, bei Strack Münzkunde getrieben hat und daß in der Universitätsbibliothek Münzen aus Stracks eigener Sammlung und aus der Münzsammlung der Universität vorgelegt worden sind.

Da die Akten über die Münzsammlung nichts sagen, sind wir auf diese klaren Zeugnisse angewiesen. Sie lassen aber keinen Zweifel daran aufkommen, daß die Münzsammlung bis 1919 in der Universitätsbibliothek gestanden hat. Denn Frau Prof. Margarete Bieber, die sich 1919 bei Rodenwaldt habilitiert hat, schreibt am 28. 1. 1960 auf eine Anfrage an Prof. Dr. Gundel: „Der Münzschrank mit den römischen Münzen war bereits in dem archäologischen Seminar, als ich 1919 dort ankam." Es kann also nur Rodenwaldt im Jahre 1919 die Überführung der Münzsammlung in das Archäologische Institut im Kollegienhaus in der Ludwigstraße veranlaßt haben. Weder die Dekanatsberichte noch die Chronik der Universitätsbibliothek haben die Überführung notiert.

Für die weiteren Schicksale der Münzsammlung können wir auf die Berichte verweisen, die Prof. Dr. Willy Zschietzschmann gegeben hat (vgl. das Literaturverzeichnis am Schluß dieser Arbeit). Es ist ein Stück Universitätsgeschichte, wie der Stahlschrank mit den Münzen im 1. Stock des stark zerstörten Auditoriums in der Ludwigstraße unversehrt im Schutt stehend von dem Hausmeister Herrn Peter Brinkmann vollends eingegraben wurde und so vor sicherer Plünderung bewahrt blieb. Wie er später ausgegraben, in den Tresor der Commerz- und Privatbank gebracht und aufgebohrt wurde, weil ja niemand wußte, was drin war, und der Schlüssel fehlte, wie sich Prof. Zschietzschmann seines zwar vollständig erhaltenen, aber bei dem Transport völlig durcheinander-

gerüttelten Inhalts annahm und seine Sicherstellung in der Universitätsbibliothek veranlaßte, wo er sich also seit 1946 wieder befindet. All das geschah sozusagen ohne Auftrag und soll nicht der Vergessenheit anheimfallen.

Die Vorbereitung einer Veröffentlichung hat die Frage nach der Geschichte der Münzsammlung veranlaßt. Die von Prof. Gundel befragten Personen konnten nur sagen, was sie selbst erlebt und gesehen hatten. In den Veröffentlichungen zur Geschichte der Universität, die die Münzsammlung erwähnen, fand sich für die entscheidenden Ereignisse der Jahre 1797/98 nur Unrichtiges. In der Reihe der großen Stifter der Universitätsbibliothek, deren Darstellung mit Renatus Karl von Senckenberg (in den Gießener Hochschulblätter, Jg. 8/1960, H. 1) begonnen worden ist, verdiente auch Johann Heinrich May, der Sohn, eine Würdigung. Dabei auch dem Schicksal eines Teiles seiner Stiftung, der Münzsammlung, nachzugehen, lag nahe. Die langwierige, zeitraubende Suche in den Akten ergab das den Verfasser selbst überraschende Ergebnis: Mays Münzsammlung, der Grundstock der heute noch vorhandenen, ist nicht von den Franzosen geraubt worden, wohl aber hat sie damals Verluste erlitten. Ihre Geschichte läßt sich von dem Zeitpunkt ihres Übergangs in den Besitz der Universität 1732 bis heute verfolgen. Eine Frage allerdings bleibt offen: Wie aus den ca. 475 Münzen Mays, die Ayrmann um etwa 90 vermehrt hat, die heutige 3710 Stücke umfassende Sammlung geworden ist. Darüber fehlt in den Akten jeder Hinweis. Wir können nur hoffen, daß die fachkundige Beschäftigung mit den einzelnen Stücken und ihrer Bezeichnung etwas Klarheit auch in diese Frage bringt.

In der Eingangshalle zu den Lesesälen der neuen Universitätsbibliothek sieht der Besucher eine marmorne Tafel, die von der Gründung der Universität an die Namen derer verzeichnet, die die Universitätsbibliothek durch bedeutende Stiftungen bereichert haben. Sie ist aus den Trümmern der „alten" Bibliothek von 1904 geborgen worden und hat hier einen würdigen Platz gefunden. Auch Johann Heinrich Mays des Jüngeren Name steht darauf. Wer er war und wie es seiner Stiftung, besonders seiner Münzsammlung, ergangen ist, wollten wir festhalten.

Literaturverzeichnis

Zu I u. II. Johann Heinrich May, Vater und Sohn:

Elisabeth Kredel:
Grabinschriften von Gießener Universitätsangehörigen aus dem 17. u. 18. Jahrh. In: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, Bd. 6, H. 3, 1928, S. 40/41.

Friedrich Wilhelm Strieder:
Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. Bd. 8, 1788, S. 326—349 und 350—359.

Wilhelm Diehl:
Die Schulordnungen des Großherzogtums Hessen. (Monumenta Germaniae paedagogica. 27. 28. 33.)

Siegfried Rösch:
Die Professorengalerie der Gießener Universität. Ikonographische u. genealogische Betrachtungen. In: Festschrift 1957 (s. unten zu III), S. 433 ff.

Zu I. Johann Heinrich May, Vater:

Bernhard Stade:
Eröffnungsrede geh. v. d. Präsidenten der orientalischen Sektion der 38. Philologenversammlung (zu Gießen). In: Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Bd. 29, 1895.

Walter Köhler:
Die Anfänge des Pietismus in Gießen 1689—1695. In: Festschrift 1907, Bd. 2, S. 133—244 (S. 80 Bild Mays).

Zu II. Johann Heinrich May, Sohn:
Akten des Universitätsarchivs. Seine Ernennung, sein Lebenslauf und seine Bekenntnisverpflichtung handschriftlich in den Dekanatsakten.

Johannes Henricus Majus Filius in: Hamburgische Berichte von gelehrten Sachen. No. 57, 1732, S. 481 ff. und 570 ff. (Abdruck seines Lebenslaufs).

Panegyricus immortalibus meritis et famae Jo. Henrici Maii F . . . idibus iuniis A. C. 1732 in Beatorum sedes transscripti ab Academia Gissena consecratus interprete Jo. Hermanno Benner. Gissae 1732.

Ernst Friedrich Neubauer:
. . . ausführliche Nachricht von dem Leben und Schriften aller Professorum Philologiae sacrae auf der Universität Gießen. 20. Johann Heinrich May oder Majus der Jüngere. In: Hamburgische Berichte von gelehrten Sachen, 1732, S. 903—931.

Maii Dolores qui ante biennium fere fluxere . . . (Gedicht). Ab Henrico Christiano Senckenberg. 1 Blatt (1734).

Commercii epistolaris Uffenbachiani selecta variis observationibus illustravit . . . Jo. Georg. Schelhornius. Bd. 1—4. Ulmae et Memmingae 1753—55.

Zu III:
Akten der Universitätsbibliothek. Personalakten Ayrmann.

Christoph Friedrich Ayrmann:
Catalogus Bibliothecae philologicae quondam Ioannis Henrici Maii iunioris . . . d. XIII. Iunii a. 1732 defuncti, hinc ex ultima eius voluntate Academiae Giessensi dedicatae et a. 1733 Loco et ordine conuenienti dispositae, opera studioque Christoph. Frider. Ayrmanni, qui ex eo tempore primum eius Bibliothecarium egit et praesentem Catalogum composuit . . . item Numos veteres ab eodem legatos ordinavit et Catalogum eorundem subtexuit. (Handschrift 28 ae fol. der Universitätsbibliothek.)

Emil Heuser:
Beiträge zur Geschichte der Universitätsbibliothek Gießen. Leipzig 1891. (Centralblatt für Bibliothekswesen. Beih. 6.)

Festschrift 1907 = Die Universität Gießen von 1607 bis 1907. Beiträge zu ihrer Geschichte. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier. Bd. 1, 2. Gießen 1907. Darin: Chronik der Universität Gießen von 1607 bis 1907. Regesten von Herman Haupt und Georg Lehnert. Dozentenverzeichnis. S. 365 ff.
s. a. unter I/II.

Festschrift 1957 = Ludwigs-Universität Justus Liebig-Hochschule 1607—1957. Festschrift zur 350-Jahr-Feier. Gießen 1957. Darin Forts. der Chronik von Wilhelm Rehmann.
s. a. unter I/II.

Festgabe = Universitätsbibliothek Gießen. Festgabe zur Weihe des neuen Hauses. Gießen 1959. Darin Josef Schawe: Die früheren Unterkünfte der Universitätsbibliothek Gießen. Mit Abb. Erwin Schmidt: Gießener Bibliothekare. Mit Portr.

Zu IV.
Zu den Ereignissen 1796/97.

Kriegsgeschichte der Stadt und Festung Gießen und deren umliegenden Gegenden vom 7. July bis zum 19. September 1796 und Nachtrag. Gießen 1796.

Liber novus Decanatus Facultatis Philosophicae (1714 bis 1802, Universitätsarchiv).

August Wilhelm Crome:
Selbstbiographie. Stuttgart 1833.

Otto Buchner:
Aus Gießens Vergangenheit. Gießen 1886. Darin S. 160 ff. Dr. Bernadotte.

Karl Ebel:
Bernadotte als Gießener Ehrendoktor. In: Ludoviciana. Festzeitung zur dritten Jahrhundertfeier. 1907. S. 92/93.

Alfred Bock:
Aus einer kleinen Universitätsstadt. 2. Aufl. Gießen 1907. Darin: Blücher in Gießen S. 78 ff., über Crome S. 41 ff.

Alfred Götze: Bernadotte als Gießener Ehrendoktor. In: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft. 6. 1927/28, S. 44.

Zur weiteren Geschichte
Liber tertius Decanatus Facultatis Philosophicae (1803—1877).
Sitzungsprotokolle der Philosophischen Fakultät (Univ.-Archiv).
Vorlesungsverzeichnisse.

Personalbestand.
Akten Kunst-, Münz- und Antiken-Cabinet 1874 bis 1899 (Univ.-Archiv).

Hans Georg Gundel:
Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert.
Die klassische Philologie an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert.

Otmar Kerber:
Die Kunstgeschichte an der Universität Gießen (mit einem besonderen Abschnitt über Christian Rauch).
Alle drei in der Festschrift 1957, s. zu III.

Adolf Philippi:
Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht. Rede. Gießen 1890.

Rudolf Herzog:
Die Stellung der Philologie in der Universität. Rede. Gießen 1929. (Schriften der Hessischen Hochschulen. Universität Gießen. 1929, 2.).

Willy Zschietzschmann:
Die Münzsammlung der Universität. In: 350 Jahre Ludoviciana. Sonderausgabe d. Gießener Anzeigers zum Universitätsjubiläum 1957. S. 20—23.

Willy Zschietzschmann:
Die Antikensammlungen der Universität. In: Gießener Hochschulblätter. Jg. 5, 1957, Nr. 2.

Willy Zschietzschmann:
Die Sammlungen des ehemaligen Archäologischen Instituts der Universität Gießen. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. N. F., Bd 42, 1957, S. 47.

Willy Zschietzschmann:
Griechische Münzen in Gießen. Proben aus der numismatischen Sammlung der Universität. In: Hessen-Journal. 3. 1961. H. 1, S. 2—5.

Ferner: Briefe an Prof. Dr. Gundel von Prof. Dr. Heichelheim, Toronto, Prof. Dr. Taeger † und Frau Prof. Margarete Bieber, New York, und an den Verfasser von Prof. Dr. Christian Rauch. Mündliche Mitteilungen von Prof. Dr. Rauch und Oberstudiendirektor Dr. Karl Glöckner †.

Hans Georg Gundel:
Übersicht über Aufbau und Inhalt der Münz-Sammlung. Maschinenschriftlich bei der Münz-Sammlung. 1960.

Herrn Prof. Dr. Hans Georg Gundel danke ich für sein großes Interesse an der Arbeit und für wichtige Hinweise.